

Wstland

Zeitschrift für die Kultur
❖ der Ostdeutschen ❖

JAHRG. III, NR. 15 / I. MAI-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

JOSEF STRIEGL

MARIE KLEIN

OTTO ALSCHER

OSKAR WALTER CISEK

ERWIN REISNER

JOHANN SCHUSTER

DIE SATMARER SCHWABEN

AUS DEN BRIEFEN EINES SÄCH-
SISCHEN STUDENTEN AN SEINE BRAUT

ABSONDERLICHKEITEN

GRIGORESCU

GEDICHTE

JAHRESWENDE. NOVELLE

KRITIK DES TAGES / THEATER, MUSIK UND
VORTRAGSWESEN / ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN
VEREINE | MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG

KUNSTBEILAGEN: GRIGORESCU: DREI GEMÄLDE

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Czaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



BCU Cluj Central University Library Cluj

Grigoreșcu

Bănerin.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 15 — Erstes Maiheft — 1921

Die Satmarer Schwaben

Von Josef Striegl

Wieviel sie an der Zahl sind, ist sehr schwer festzustellen. Wie wenig man auf die amtliche ungarische Statistik bauen kann, dafür ist der beste Beweis, daß nach dieser Statistik z. B. die rein schwäbische Gemeinde Mezöpetri nur 1455 Ungarn und keinen einzigen Deutschen aufweist, daß rein schwäbische Ralmand zählt nach derselben Statistik 1058 Ungarn und bloß 4, sage und schreibe vier Deutsche usw. So ist es auch möglich, daß man damals im ganzen Satmarer Komitat insgesamt 6670 Schwaben zählte. Nach der unlängst vorgenommenen Volkszählung aber sollen dort 11.508 Schwaben leben. Mehrere Geistliche — die überhaupt nicht deutsch gesinnt sind — sagten mir, die Seelenzahl der Satmarer Schwaben dürfte 30.000 bis 40.000 betragen. Da ich fast jede schwäbische Gemeinde, es sind solcher 23 an der Zahl, aufsuchte, kann ich behaupten, daß diese letztere Zahl stimmen dürfte.

Auf den Gassen der Satmarer schwäbischen Gemeinden hört man fast nie einen schwäbischen, einen deutschen Gruß. Da die Unterrichtssprache in den konfessionellen Volksschulen — und ausgenommen die Barlasalbaer Staatsschule gibt es nur konfessionelle Schulen — auch heute noch die ungarische Sprache die

Unterrichtssprache ist, grüßen die Kleinen ohne Ausnahme mit „Dicsértessék...“, die Erwachsenen aber mit „Jó napot“, „Jó estét“ usw. Nie hört man da einen „Guten Morgen“ oder „Guten Tag“. Auch in jenen Gemeinden nicht, in welchen jung und alt schwäbisch untereinander spricht.

Vier Gemeinden ausgenommen mußte ich auch meine Reden bei den Volksversammlungen in ungarischer Sprache abhalten, weil, wie ich bereits erwähnte, sie die Schriftsprache nicht zur Genüge verstehen, ich selbst aber ihre Mundart nicht beherrschte.

Wie in der Schule, so auch zum großen Teile in der Kirche. In den meisten Gemeinden wird in der Kirche nur ungarisch gepredigt. In manchen abwechselnd ungarisch und deutsch.

Unwillkürlich ergibt sich die Frage, wie es möglich ist, daß unsere Satmarer Volksgenossen von dem neuen Zeitgeist keine Kenntnis nahmen? Als wäre kein Wilson, kein Karlsburg gewesen oder als ob der Friedensvertrag von den Minoritätsrechten nichts enthielte.

Die Frage ist leicht zu beantworten: Sie haben keine deutschen Führer unsere Satmarer Volksbrüder. Keinen einzigen oder keinen „gozigen“, wie

die Satmarer Schwaben sagen. Fast in jeder Gemeinde ist der Pfarrer und nur der Pfarrer tonangebend. Und die Satmarer Geistlichkeit ist chauvinistisch ungarisch gesinnt mit einer einzigen Ausnahme. Und reden sie dem Volke von Minoritätsrechten, verstehen sie darunter ausschließlich die Minoritätsrechte der Ungarn, zu welcher Nationalität sie auch unsere Schwaben rechnen.

Außer dem Gebetbuch haben unsere Satmarer Brüder kein deutsches Buch. Auch dies wurde von der jüngeren Generation durch das ungarische ersetzt. Nie bekommen sie eine deutsche Zeitung in die Hände. Nichts, nichts haben oder hören sie, was sie an ihr Volkstum oder an die deutsche Kultur erinnert.

Sie waren höchst erstaunt, als ich des öfteren betonte, daß wir Banater stolze Schwaben sind. Nur schwer verstanden sie es, daß man auf sein Schwabentum stolz sein könne. Daß waren ihnen neue, noch nie gehörte Worte. Es wurde ihnen eingepfist, daß das Schwabentum ein minderwertiges Volk sei, mit einer verdorbenen Sprache, welche nicht geeignet sei, kultiviert zu werden.

Als ich aber darauf hinwies, daß wir Schwaben eigentlich die Lehrmeister der übrigen hier lebenden Völker waren, sind und es auch in der Zukunft sein müssen, da leuchtete mir aus ihren Augen das dämmernde Selbstbewußtsein entgegen.

Im Gemeindehause oder bei anderwärtsigen Beratungen, z. B. in der Schulkommission, wird auch in den schwäbischesten Gemeinden des Satmarer Komitates ausschließlich die ungarische Sprache als Verhandlungssprache benützt.

Die Magyarisierung hat aber nicht in sämtlichen Satmarer schwäbischen Gemeinden denselben Grad erreicht. Man könnte dieselben in drei Kategorien einreihen. In einzelnen Gemeinden, z. B. in Kaplony und Szaniflo wird

allgemein ungarisch gesprochen und man hört auf der Gasse kein schwäbisches Wort mehr. Nur die allerältesten Leute verstehen noch das Schwäbische. In anderen Gemeinden, z. B. in Erdöd, Esomaköz, Großmajteny ist die Umgangssprache auch überwiegend die ungarische, doch nur die Jugend spricht nicht mehr schwäbisch. Da gibt es Fälle, daß das Enkelkind sich mit der Großmutter überhaupt nicht verständigen kann, oder doch nur so, daß das Enkelkind ungarisch spricht und die Großmutter schwäbische Antworten erteilt. In anderen Gemeinden wieder, wie in Sandorfalu, Großbokond, Scheindorf (Szinsalu), Unterhomorod, Mezöpetri, Mezöterem ist die Verkehrssprache die schwäbische, jung und alt spricht schwäbisch, trotzdem die ungarische Sprache alle gut beherrschen.

Trotz dieser Kategorien glaube ich doch behaupten zu können, daß unsere Satmarer Volksgenossen im innersten ihres Herzens, im Kerne ihres Wesens schwäbisch sind. Dabei denke ich nicht etwa an ihre mit uns gemeinsamen Tugenden (Ausdauer, Fleiß, Sparsamkeit &c.), sondern an ihre Gefühlswelt. Die Gemeinde Krasznabeltek z. B. ist ziemlich stark magyarisiert und doch fanden sich dort anderthalb hundert Leute, die noch im vergangenen Sommer einen Bogen unterschrieben, in welchem sie die deutsche Schule verlangten. Und sprechen sie auch in der Gemeinde ungarisch untereinander, in ihren Kellern, welche außerhalb der Gemeinde liegen und in den Hang des Weinberges eingegraben sind, wo sich ihr gesellschaftliches Leben abspielt, sprechen sie untereinander schwäbisch, fast ausschließlich schwäbisch.

Ich hatte in Krasznabeltek Gelegenheit, einen Abend in dem Keller des Stefan Jügel zu verbringen. Wir waren ungefähr unser 20 an der Zahl. Es ist ein untergeßlicher Abend, welchen

ich in der Tiefe des Berges verbrachte. Uralte schwäbische Lieder erklangen da und die wurden mit einer Andacht gesungen, daß ich an dem schwäbischen Wesen dieser magyarisierten Schwaben nicht zweifeln konnte, nicht zweifeln durfte. Und die uralten, volkstümlichen Melodien, aus der deutschen Urheimat mitgebracht, klangen so germanisch, daß mir kein Zweifel übrig blieb:

— Ich bin unter Schwaben!

Auch verleugnet der Satmarer Schwabe nie seine schwäbische Herkunft — es sei denn der eine oder der andere „Intelligenzler“. Fragt man einen, was er ist, bekommt man zur Antwort: „Ein Schwabe!“ Auch dann, wenn er ungarisch gefragt wird, lautet die Antwort: „Sváb oder sováb vagyok!“

Solange die Leute noch diese Antwort geben, glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie für uns und das Deutschtum doch nicht ganz verloren sind. Selbstverständlich erheischt es eine systematische, zielbewußte, völkische Arbeit, um unsere Satmarer Volksgenossen ihrem Volkstum wieder zurückzugeben. Und vor allem braucht man Geduld dazu. Wer unter ihnen mit alldeutschen Schlagwörtern arbeiten wollte, würde der Sache mehr schaden, denn nützen. Auch dort, wo man für die deutsche Sprache ist. Es gibt nämlich Gemeinden, in welchen man nach meiner Anrede in der Versammlung laut forderte:

— Wir wollen unsere Muttersprache wieder zurück!

Es wird gehen und es muß gehen. Das Satmarer Schwabenvolk ist ein verwaistes, ein verlassenes Volk, das einer Anlehnung, einer Stütze bedarf. Diese Stütze müssen wir, Banater Schwaben, ihm bieten, es sind ja unsere Brüder. Die Sache des Stärkeren ist, den Schwächeren zu unterstützen. Und die Satmarer Schwaben sind die Schwächeren.

Das gesellige Leben unserer Satmarer Schwabenbrüder ist ein minimales. Sie haben keinen einzigen Verein. Weder einen Leseverein (Kasino), landwirtschaftlichen oder irgend einen anderen Verein. Was geselliges Leben genannt werden kann, das spielt sich in ihren Kellern ab. Fast jede schwäbische Gemeinde hat ihre Weingärten. Insbesondere aber die Gemeinden in dem hügeligen Erdöder Bezirk. Wie ich bereits erwähnte, sind diese Keller in die Hügel hineingegraben, mit einem Frontbau gegen die Gemeinde. Als ich die ersten derartigen Bauten sah, dachte ich, es wäre das Zigeunerviertel, bis mich dann mein Fuhrmann aufklärte. Der Sonntag nachmittag wird in diesen Kellern verbracht. Dort werden die Besuche abgestattet, wobei getrunken und gesungen wird. Das Wirtshaus gehört der Jugend, Männer gehen dort fast nie hin. Aus diesen Kellern sind sie sehr schwer herauszuziehen. Als ich in einer Gemeinde für Sonntag nachmittags 3 Uhr eine Versammlung einberufen wollte, machte mich der Notär aufmerksam, daß ich dann kein Publikum haben werde, denn dann sind die Leute schon in den Kellern und von dort kommen sie dann bis abends nicht wieder heraus.

Interessant ist es, Sonntags zu sehen, wie der männliche Teil des Dorfes, mit dem Gebetbuch unter dem Arm, in der anderen Hand mit Krug oder Korbflasche (Demijohn) zur Kirche wandelt. Bei der Kirche angekommen, werden dann diese Gefäße vor der Kirche nebeneinander in einem Halbkreise aufgestellt und bleiben draußen stehen bis Messe und Predigt vorüber. Dann gehen die Männer mit ihren Krügen etc in die Keller, um den Wein zum Mittagstisch zu holen.

Nicht in die Kirche zu gehen, ist eine Schande. Sonntags ist das ganze Dorf in der Kirche. Nur die Kranken und ganz Kleinen bleiben zu Hause. Aber

auch Sonntag nachmittags versäumen die Leute die Litanei nicht. Erst nach derselben wird in die Keller gegangen. Ein Volk, fromm und religiös, wie man selten eines findet. Und diese Frömmigkeit und Religiosität wird auch heute noch, unter den veränderten Verhältnissen, politisch ausgenützt und es wird weiter magyarisirt.

Ihre Volkstracht unterscheidet sich von der dortigen ungarischen Tracht kaum. Nichts erinnert an unsere Banater schwäbische Volkstracht. Sie und da sieht man auch rumänische Motive in der Kleidung. In Scheindorf (Szinfalva) z. B. tragen die alten Weiber (fast alle Weiber gehen in Stiefeln auch in den übrigen Ortschaften) dieselben bis zur Knie reichenden Bundas mit der haarigen Seite nach außen, wie in dem mehrere Kilometer entfernten Balotafalu.

Von ihren Volks sitten will ich hier nur eine, weil die interessanteste, noch aus der deutschen Urheimat mitgebrachte und bei uns unbekannt, hervorheben.

Es ist dies der Funkesontag, der Funken Sonntag, welcher noch in den meisten Gemeinden am ersten Sonntag der Ostersastzeit gefeiert wird. Ich hatte die Gelegenheit, einen solchen mitzuerleben.

Vormittags fahren die großen Buben

im Dorf herum. Die Pferde (oder Ochsen) sind mit bunten Bändern geschmückt. Der Wagen bleibt bei jedem einzelnen Haus stehen und die Buben bekommen von jedem Hof ein kleines Bündel Stroh. Das so gesammelte Stroh wird dann auf die Flur auf einen Hügel geführt und auf einen Haufen geworfen. Dieser Haufen Stroh wird dann abends 7 Uhr, nach dem Ave Maria-Läuten durch den ältesten Burschen im Beisein der ganzen Jugend angezündet. Die Burschen halten dann ihre Holzscheiben, durch welche eine lange Stange gezogen ist, in das Feuer bis sie glühend sind, dann werden sie auf eine dort stehende Bank geschlagen und weit weggeschleudert, wobei sie folgende Worte sagen:

„Schiibi, scheibo, wem soll der Scheib sein? Der Scheib soll sein dem X und der Y“.

Selbstverständlich wird statt X ein Burschen-, statt Y ein Mädchennamen gesagt. Es ist ein schönes Feuerpiel. Die Scheiben fliegen wie Raketen in die Luft.

Es ist nicht nur ein schönes Feuerpiel, das aus der deutschen Urheimat mitgebracht wurde, es stammt auch aus der germanischen Urzeit.

Ja, die Satmarer Schwaben sind trotz der Magyarisierung Germanen!

Aus den Briefen eines sächsischen Studenten an seine Braut | 1820—1825

Von Marie Klein

(Fortsetzung.)

IV. Paris.

Paris, 1. September 1822.

Es ist 10 Uhr abends, meine Susi! Ich bin eben von einem Spaziergang zurückgekommen und setze mich, Dir zu schreiben! Drei Schritte von unserem Zimmer steht ein kleines Theater, wohin die Dilettantengesellschaft ganz so wie einst wir, geschäftig im kleinen ihr Pu-

blikum versammelt, und von drei Vaudevillen einzelne Stellen, während ich hier schreibe, von Zeit zu Zeit zu mir herüber schallen. Was haben wir in dieser Zeit alles gesehen, liebe Susi! Was hat uns alles in Entzücken und Staunen gesetzt! Ach verlange ja keine Beschreibung davon, jetzt kann ich Dir sie am wenigsten geben. Nur einiges Besondere will ich Dir herausheben. Das Größte, was man

in Paris sehen kann, ist es selbst. Fliege auf den Montmartre und blicke herab. Dir schwindelt vor der Unendlichkeit des Bildes; eile in die Straßen mitten in das Gewühl der Menge; Du wirst irre werden an Dir selbst vor der Neuheit des sich entwickelnden Lebens, das sich Dir da in allen Formen darstellt. Was Du siehst, hörst, betastest, alles ist in Bewegung, alles ist Leben. Es ist außerordentlich, hunderttausende Alt und Jung, Groß und Klein, Männer und Weiber, in allen möglichen Gestalten, Wendungen und Verhältnissen mit allen Kräften der Natur, gegenseitig füreinander zu unzählbar verschiedenen Zwecken, aber doch durch die Macht des ewigen Naturgesetzes im ganzen zu einem Zweck wie die Räder einer ungeheueren Maschine verbunden zu sehen. Alles was bis noch der menschliche Scharfsinn (durch Kombinieren und Unterscheiden) dem endlosen Reich der Möglichkeit entlehnt — nenne die Formen, Produkte der Industrie, der schönen Kunst, der Wissenschaft — findest Du hier in einem hohen Grade der Vollkommenheit verwirklicht. Die gute Sitte unseres Zeitalters, vermöge deren jeder Künstler seine besten Produkte dem Vorübergehenden zur Schau ausstellt, ist hier vorzüglich auch in Übung. Fast alle Straßenparterrezimmer sind Ausstellungen, man geht stunden- und tagelang mit Begierde und eben weil es die Straßen sind, immer in dieser unermesslichen Kunstgalerie herum; man sieht alles, man studiert wie es in keiner Schule geschieht. Willst Du aber, weil unser Auge zu schwach ist, dieses große Bild in seiner ganzen Klarheit mit einemmal zu übersehen, willst Du, um es besser zu genießen, den gelungensten Auszug des Ganzen, dasselbe Gemälde mit allen seinen hervorspringenden Punkten im verjüngten Maßstabe haben, so komme mit mir in das Haus, dessen Name die Menschen rührt

wie ein elektrischer Schlag, und von dem ein französischer Schriftsteller sagt, daß es von allen Plätzen in der Welt am ersten dazu geeignet wäre, einen Gefangenen sicher zurückzuhalten, weil er freiwillig es nicht verlassen würde; es ist das Palais Royal, ein Paris in einem einzigen Gebäude, das eben, weil es durch den verengten Raum unserer Fassungskraft näher steht, um so genußreicher erscheint.

Aber ich bitte Dich vor allem, willst Du genießen, willst Du, daß der angenehme Eindruck aufs höchste getrieben werde, so sieh einzig und allein auf die Form, auf den schönen Schein wie Schiller sagt, denke nicht viel weiter, dann aber wirst Du hier auch alles finden, was die gesamten menschlichen Bedürfnisse von der Industrie, was der gute Geschmack von der Kunst fordert. Die Speisetische sind so besetzt, wie sie vor einem Jahrhundert bei keinem König besetzt waren und die Gegenstände des Luxus, der Mode, des Puzes sind auf das höchste getrieben. Bleibst Du also bei der Form, so wirst Du dich in ein irdisches Paradies versetzt glauben, fällt es Dir aber ein, um Grund und Zweck zu fragen, so verlasse schnell einen Ort, von dem Dich, wenn Du zögerst, im nächsten Augenblick, Ekel und Abscheu hinwegtreiben. Frechheit, Unnatürlichkeit und jede Art von Abscheulichkeit feiern vielleicht auf keinem Punkt unseres Erdbodens so glänzende Siege, als auf diesem. — Was soll ich Dir von den Museen der Antiquitäten sagen?, in welchen von den Napoleonischen geraubten Kunstschätzen noch vieles, besonders die ganze Galerie Borghese zurückgeblieben ist, — von dem berühmten antiken Fechter, der Diana von Versailles, der Pallas von Velletri, der Venus Victriz, dem Hermaphroditen, und der ganzen Reihe dieser himmlischen Formen? Was von der großen Bilder-

galerie, zusammengesetzt aus Werken aller Schulen, in welcher Le Brun, Claude Lorrain, Poussin, Rubens, Van Dyk und Rembrandt — Albrecht Dürer und Lukas Cranach — Tintoretto, Tizian, Michael Angelo, Leonardo, Veronese, Correggio und der erste von allen der unsterbliche Raphael am meisten glänzen? O, meine Teure! Schriften wie diese werden lebendig bleiben so lange es noch Augen gibt, welche sehen und Herzen, welche fühlen. Zu allem diesem hat es der Zufall gefügt, daß wir auch zur außerordentlichen Kunstausstellung von Frankreich zurechtgekommen sind. Die französischen Künstler haben seit der Revolution unglaubliche Fortschritte gemacht. — Wir wohnen jetzt in der Nähe des Luxemburger Gartens, der nun mein Lieblings-spaziergang oder eigentlich mein Lieblingsaufenthalt geworden ist, denn ich bin vom Morgen bis zum Abend darin. Da studiere ich, da vergnüge ich mich, da lebe ich. Ich lese jetzt nebenbei die Briefe Abeillards und der Heloise, der beiden Lieben, Unglücklichen, zu deren Grab ich auch eine Wallfahrt gemacht. Hier habe ich im Garten ein Kränzchen für Dich gebunden, das ich Dir schicke.

Paris, 10. November 1822.

Die Blätter welken auf den elysäischen Feldern, meine liebe Susi! Die unabhäufbaren bunten Reihen der Spaziergänger, der Reitenden, Fahrenden sind verschwunden, und mit ihnen das ganze Volk von Sängern, Troubadouren, Springern und Gauklern aller Art. Die Schweizergärten, die von Marboeuf und der Isis sind verschlossen, die Feuerkränze und Leuchtkugeln vom Siboli sind verloschen und die Blitze von Beaujon, die die Nacht zum Tag erhellen, haben ausgetobt. Wo vor einem Monat noch alles Leben sich bewegte, da ist es öde; nur die Gärten der Tuilleries und die von

Luxemburg werden noch besucht, weil die Aufmerksamkeit der Gärtner durch den immerwährenden Austausch blühender Pflanzen gegen die Ausgeblühten die Menschen für den Augenblick vergessen macht, wie nahe sie dem Tode sind. Doch haben wir noch vor kurzem eine angenehme herbliche Landpartie durch den Bois de Boulogne über Longchamp nach dem Mont calvaire gemacht. Die Aussicht, die wir von hier über die, sich am Fuße des Berges herumwindende Seine, über die sich im Nebel verlierende Hauptstadt und ihre Umgebungen hatten, war göttlich schön. Hinter dem Berg auf der anderen Seite liegt das bescheidene Dörfchen Ruel, vor zwei Jahrhunderten der Sommeritz des Kardinals Richelieu, aber für die Gegenwart interessanter durch das Grab der Kaiserin Josefine, Napoleons erster Gemahlin, das eine Kirche in sich schließt und durch die Nähe des geschmackvoll prächtigen Malmaison, dem Aufenthaltsort Josefines seit ihrem Abtritte vom Schauplatz zu Paris. — Wir wählten den Rückweg durch die Weinberge von Sureine. Alles war schon abgelesen, aber der Gang war mir doch höchst angenehm; lebhaft erinnerte ich mich an die Heimat, besonders in der Zeit des Spätherbstes und dachte viel, recht viel an Euch. Während dieser Regungen meines Gemütes führte uns der schöne Weg immer an dem hohen Ufer der Seine allgemach nach St. Cloud, das auch schon in seiner dürftigen spätherbstlichen Einfassung dastand, das wir aber schon zur Zeit seiner Schönheit zweimal besucht hatten. Hier war es, wohin wir uns am Ludwigsfest — dem Volksfest der Franzosen — aus dem Getümmel der mutwillig ausgelassenen Menge herauswanden, um das altherkömmliche Wassergefecht auf der Seine mit anzusehen. Hier war es, wo wir 14 Tage später, am Fest von St. Cloud, mitten in einer Menge frohen und auf-

geweckten Volkes aus allen Klassen, das fecke Spiel der Gewässer anstaunten, aus deren Mitte ein Wasserstrahl dem Naturgesetz zum Troß über die Wipfel der Bäume, eine Turmhöhe hoch emporprang.

Von den hiesigen Schauspielhäusern habe ich Dir noch nichts geschrieben. Die kleineren, die dem Geschmack des Pöbels als ihrem Gözen schmeicheln, will ich übergehen. Es gibt deren viele, besonders an den großen Boulevards. Gymnase dramatique gehört zwar auch noch unter die kleinen, wo Vaudevillen und Farcen an der Tagesordnung sind, es wird aber durch einige glückliche Schauspieler und eine bessere Auswahl echt komischer Stücke so hervorgehoben, daß es bei dem besten Publikum Mode geworden ist, hineinzugehen und ein wenig zu lachen. Besonders ist es ein ganz junges Mädchen, Leontine Jay, das durch die schnelle Entwicklung seines gediegenen Talentes, die Aufmerksamkeit aller Pariser auf sich gezogen hat. Jetzt reist es von einer Stadt Frankreichs zur anderen und gibt Gastrollen. Das Odeon, das zweite französische Nationaltheater, hatte glänzend angefangen und große Hoffnungen erregt, hat aber nicht Stich gehalten. Besonders ist es seit dem Brande, den es erlitten, durch Aufführung mehrerer gehaltloser neuer Stücke gesunken, jetzt sucht es sich durch Racine und Molière wieder aufzuhelfen.

Wahres, großes Vergnügen hat mir das erste Nationaltheater gewährt, das nicht leicht etwas zu wünschen übrig läßt. Ausgezeichnete Akteure sind: Michelet, Dumonseur, Actriceu, Mes, Bourgrin, Mars und noch andere, aber was Talma und Ml. Duchesnois treiben, geht ins große. Ich will hier das Journal von Marseille sie schildern lassen, in welcher Stadt beide Gastrollen gegeben haben.

„Noble dans Manlins, sublime

dans Oreste, D'un seul mot il dit tout, il peint tout d'un seul geste, Dès que Talma se montre on mangue de respirer, quand l'actrice parait, on aime à soupirer... Tous deux doivent régner, et le public ordonne, que l'un preune le czepter et lautre la couronne, Tous deux sont parvenus au comble du talent. L'un le doit a l'étude, et l'autre au sentiment; L'un et l'autre eu un mot, commentent sur la scène, Le premier en tyran, et la seconde en reine.

Die Opera comique ist angenehm und unterhält besonders, da auch das Spiel die Einbildungskraft zu beschäftigen weiß.

Der Gesang ist wohl gut aber im ganzen bleibt er den Franzosen immer etwas fremd, was in der großen Oper, wo man noch mehr erwartet, auch mehr auffällt. Will man in dieser Hinsicht genießen, recht genießen, so geht man in die italienische Oper und hört die Metallstimmen der Mmes Pasta und Cinti, deren Macht auch das delikateste Ohr sich wird unterwerfen müssen. Kommt man nun endlich in das Theater, das die Franzosen eitel genug sind das erste Theater der Welt zu nennen, in die Academie de musique, die erste französische Oper, so könnte man, bei aller Strenge des Glaubens fast dazu geneigt sein, eine Feenwelt anzunehmen. Wenn auch jener Beiname, den ihr die Franzosen geben, in Beziehung auf den Gesang lächerlich wird, so wird er auf der anderen Seite in der größten Ausstattung wahr, sobald man den Tanz, die geschmackvolle Anordnung und beispiellose Pracht der Dekoration und das Zauberhafte in den Maschinerien ins Auge faßt. Wenn der Italiener aus Natur singt, so tanzt der Franzose nicht minder aus Natur und man dürfte ihm nicht zu sehr schmeicheln, wenn man seinen Tanz für einen Gesang des Körpers ansieht,

Paris, 8. Januar 1823.

Wir waren vor einiger Zeit in Versailles, liebe Susi! Welch' ein Anblick! Diese Paläste, diese Gärten, diese Parke, diese Anlagen von riesenhafter Ausdehnung, dieses hundertjährige Bett der Appigkeit und der Schwelgerei, das eine ganze Generation mit ihrem Schweiß erkaufte, und worin sich die Genies eines ganzen Zeitalters zu verewigen glaubten — stehen verödet, verlassen, ein toter Körper ohne Seele. Und dazu das herbste Absterben der Natur, die Abschiedsblicke der Sonne durch die Baumgerippe, das Hervorsteigen der zahllosen Statuen, Geistern gleich, in einem Reich der Toten! O Susi, ich kann Dir nicht schildern was ich hier empfand — mir schauderte bei jedem Rauschen des Windes in den abgefallenen Blättern, ich glaubte den Tod meinen Fersen nachschleichen zu hören. Da wo einst das Leben in seiner mutwilligsten Form herrschte, wo die glänzendsten Feste der Welt in einer langen Reihe, von denen der La Vallière bis auf die der Marie Antoinette gefeiert wurden, da schleicht nun hie und da eine menschliche Gestalt mit behutsam abgemessenem Schritt, als ob sie sich fürchtete, die Toten, die sie hier wähnt, aus ihrem Schlaf zu wecken. Diesen Gang geht das menschliche Leben, dies sind die Wendungen des Zufalls. Du könntest dich vielleicht wundern, liebe Susi, daß ich diesen Ort nicht lieber im Gewand des Sommers gesehen, und könntest wohl glauben ich habe über dem Nähern das Entferntere vergessen; nein! grüne Gärten hab' ich wohl schon gesehen, aber diese Empfindungen, bei diesem wichtigen Bilde ewiger Wahrheit würde ich nicht leicht an einem anderen Ort der Welt gehabt haben. Und warum hier allein vor diesem Versailles, vor diesem Trianon? Weil es in der modernen Welt keinen größeren Kontrast gibt, als der zwischen

diesen Herrlichkeiten und ihren Folgen, weil man auf diesem Platze vorzüglich einen geschlossenen Kreis der Zeit, einen Schlangenring bemerken muß.

Während ich hier über Größe dieser Art reflektiere, fällt mir etwas aus unserer früheren Jugend ein.

Es gab eine Zeit, wo Ihr mich ehrgeizig nanntet, Ihr tadeltet mich, oft hörte ich davon, oft dachte ich darüber nach. Darauf zu antworten war ich zu schwach, ich errötete sogar, aber mein dunkles Ahnden sagte mir, daß die Richtung gut sei und ich behielt sie; ich errötete — nicht weil ich etwa nicht recht tue — ich errötete weil ich schweigen mußte. Jetzt will ich Dir antworten. Aus meiner jetzigen näheren Verbindung fällt es niemandem mehr ein mir diesen Vorwurf zu machen, und doch ist mein Grundtrieb dem Wesen nach immer derselbe; der Entwicklung nach ist es nur ein Jahrzehnt stärker. War ich dazumal ehrgeizig, so bin ich es jetzt noch viel mehr, denn ein begünstigter Trieb verdoppelt sich selbst in jedem folgenden Augenblick. Was ist also der Unterschied? Der Inhalt des Zieles; nicht das Ziel selbst, denn dazumal strebte ich nach dem Höchsten, jetzt auch; also immerhin Ein Ziel: was ich dazumal durch ein optisches Blendwerk verführt für das Höchste hielt, ist mir jetzt ein lächerliches Gaukelbild, um dessen Gewinn ich keinen Augenblick zu verlieren habe. Mein jetziges Höchste ist die Reinheit des Lebens selbst, so hoch getrieben als es nur immer möglich ist. Für jenes Höchste hätte ich wohl Nächte durchwacht, Bequemlichkeit, Freuden anderer Art geopfert, aber nie mein Leben, denn es sollte ja eben als der ersetzte Preis den Lebenden für die Opfer entschädigen: Diesem Höchsten habe ich mein Leben — und mein jetziges Leben ist doch wahrlich mehr als mein Leben zehn Jahre früher — diesem Höchsten habe ich mein Leben verschrieben. Dies kann Dir Maß-

stabs sein, um wie viel mehr ehrgeizig ich jetzt bin, als ich es war. Sobald man, wie man es eigentlich sollte, den Namen nach dem Geist der Handlung und nicht nach dem zufälligen Gegenstand feststellt. Achtet diesen Trieb, oder wenn Euch sein Name mißfällt, gebt ihm einen anderen, aber achtet ihn, es ist der reine Lebenstrieb des freien Geistes. Würde dieser nicht allgemein unterdrückt, so würde es um die Menschheit anders stehen, als es wirklich steht: Wir hätten ein freies Leben und mit der Knechtschaft wäre auch die Barbarei zu Ende. Sagt nicht dem Knaben, dem Jüngling: lege diesen Trieb ab, sein Streben ist unedel, spornt ihn vielmehr dazu an, denn eine edlere Pflanze gibt es nicht in der Natur, wenn sie nicht von anderem Unflat, besonders, wie oft geschieht, um des Eigennutzes entstellt wird. Sagt ihnen vielmehr, das wonach du strebst, ist das Wahre nicht, zeigt ihm ein anderes Ziel, und laßt ihn seinen schönen Weg fort gehen, so habt Ihr mit einem Wink die Menschheit Euch zur Schuldnerin gemacht.

Ich küsse Dich, mein süßes Leben.

Paris am 7. März 1823
(am Abend vor unserer Abreise)

Meine teure Susi!

Es ist beschlossen; morgen früh verlassen wir diese außerordentliche Stadt und ich bringe die letzte Stunde damit zu, mich Dir auszugießen. Geliebte! ich kann Dir's gar nicht beschreiben, wie es mir wird bei dem Gedanken: fort von hier. Ich habe hier kein Mädchen, das mich mit Banden der Liebe zurückhielte, keinen Freund, der mir den Abschied erschwerte. — (Hier brannte mir die letzte Kerze aus, es war spät, und ich ging zu Bett. Auf deutschem Boden, dir um hundert Meilen näher, einen Monat später, am 7. April, setze ich fort.) Nein, meine liebe Susi! Ich hatte da niemanden, der mich

durch seine Persönlichkeit zurückzöge, und doch wurde es mir hart, diesen Ort zu verlassen. Welche Macht doch eine solche Welt über das Gemüt hat; eine Welt, von der ein einziger Atemzug groß genug ist, um in dem Beobachter unendliches Interesse zu erwecken. Wie ich einheimisch geworden war an allen diesen feuern Orten, die ich jetzt verlassen mußte, um sie vielleicht nie wieder zu sehen! Zu welchem Reichthum von Ideen haben mich ihre Nähe, ihr Inhalt, ihre Formen, ihre übrigen Verhältnisse gestimmt. Welchen großen, in seiner Mannigfaltigkeit unermesslichen Stoff hat mir jeder Tag dargeboten! Zu welchen Resultaten haben mich diese großen, entscheidenden Züge des Lebens geführt. Während der zehn Monate unseres dortigen Aufenthaltes ist vielleicht kein Tag zu Ende gegangen ohne uns etwas der Aufmerksamkeit würdiges darzubieten; und nicht leicht sind wir von einem Spaziergang zurückgekommen, ohne das Leben in einer eigenen Stimmung belauscht zu haben. In den letzten Tagen ging ich von Ort zu Ort aus der Galerie und dem Garten Luxemburg ins Pantheon, von da auf die lebhaften Glacis und die Gärten der Tuilleries. Noch einmal besuchte ich die Boulevards, das Palais royal, die Champs Elysées, und das unvergeßliche Louvre. Am Morgen unserer Abreise eilten wir auf den Montmartre, um zum letzten Male das große Gemälde anzustaunen. Es war ein wilder, stürmischer Tag. Schwer lasteten die Wolkenmassen auf der Stadt, aus der heraus durch den Nebel die Kuppel des Pantheon, vom Val de Grace und andern sich erhoben. Nun im Augenblick gelang es der Sonne die düstere Wölbung zu durchreißen und goldene Streifen über die Welt zu ziehen, so erglänzte in ihrem Schein die Colonne Bonaparte, der Palaß der Deputierten und die ganze Reihe der Paläste am linken Seineufer. Da ward

es wieder finster, aber weithin zeichnete die Sonne den Lauf der Seine, die Hügelreihen gegen Versailles die Höhen von Chailot und zuletzt goß sie ihr Licht über St. Cloud und seinen Park aus. Es war als ob dies unfreie Wesen mitten in der Dusterheit des Tages unserem Abschiedsblick einen Gegenstand nach dem andern habe herausheben wollen. Da schwand auch die letzte Hellung, der Sturm umheulte die Gegend von Horizont zu Horizont. — Noch einmal — und wir sahen Paris nicht wieder. Während dieser ganzen Reise mußten wir in sonderbaren Wechsel alle Launen der Jahreszeit empfinden. Es schneite, donnerte und blühte beim Antritt derselben und war freundlich lachend und heiter bei ihrem Ende. Unser Weg ging über Soissons, den alten Königsitz der Merovingen; auf dem Wege dahin besuchten wir die Ruinen des alten Schlosses Dumartin, das mich in Beziehung auf eine Geschichte, die ich dir unter dem Namen: das Blümchen der Treue, erzählte, besonders interessierte. — Aber Rheims, wo wir das berühmte Portal und die ehemalige Krönungskirche von St. Remi sahen — über die unermesslichen Ebenen von Chalons sur Marne, die in der Geschichte durch Attilas Niederlage merkwürdig sind — Luxemburg, die unüber-

windlich feste Stadt, Trier, eine der ältesten Städte unseres Erdbodens, wo wir die bedeutendsten gallischen und römischen Altertümer fanden. Der Weg an der Mosel bis zu ihrer Verbindung mit dem Rhein gewährte uns durch die schönen Bilder der Umgebungen viel Vergnügen und an seinem Ende hatten wir an der Karthause den Standpunkt zu einer großen Aussicht über den majestätischen Rhein, über Coblenz und Ehrenbreitstein. Der Weg an der Lahn hinauf war angenehm. In Wehlar hatten wir keinen anderen Gedanken als den an Werthers Leiden. Wir besuchten den Garten, dann Lottens Fontaineu vor dem Wildbachertor. In Garbenheim (im Roman Wahlheim) fanden wir noch die beiden Lindenbäume. Der eine steht noch, von dem anderen lag der umgehauene Stamm auf dem Boden. Gießen und Marburg hatten, außer der schönen Elisabethkirche in dem letzteren, nichts anziehendes für uns. Desto mehr Cassel und die Wilhelmshöhe. Du merkst wohl, wohin der Weg geht. Wieder nach Göttingen, das mir für einige Zeit zum Aufenthaltsort zu wählen mich das Bedürfnis der Bibliothek bestimmt hat. Lebewohl teurer, himmlischer Engel. Warum bist Du nicht bei mir? Ach, wie viel ruhiger würde ich arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Am Sarge zu sprechen.

Herr, nimm mich auf, ich bin gewesen!
 Halt' deine Vaterhände über mir,
 und laß mich dort aus deinem Antlitz lesen,
 was unerforschlich blieb auf Erden hier.

Nun nahn' mir Ruhe: aller Schmerz entflieht
 und deine Welten lösen alle Fragen
 und jede Hoffnung, die zu früh verblüht,
 und jede Last, an der ich schwer getragen.

Zu Ende ist mein Weg, das Buch geschlossen,
 in das du, Herr, die Schicksalsstunden schreibst
 Ich lege alles was ich einst genossen,
 vertraut zu Händen dir, und du vergibst.

Egon Hajek

Absonderlichkeiten

Von Otto Alshcer

Die Frauen zu belügen, bedauere ich sie zu wenig — ihnen die Wahrheit sagen, hieße sie aber überschätzen.

*

Den Moment, wo der Mann erkennt, daß er in der Frau nie seine seelische Ergänzung finden kann, steht er auf dem Höhepunkt seines Lebens — und gleitet auch schon in dessen Schattenseite hinüber.

*

Was die Frau in ihrem Mutterwerden physisch, das erlebt psychisch der Mann in seiner Liebe. Einen furchtbaren Krampf, ein Ineinanderstürzen von Himmel und Erde, ein fortwährendes Zerfleischtwerden und fortwährendes Genesen, aus dem sich mit furchtbar schneidendem Schmerz die Erkenntnis ringt: Du bist nichts als die Flucht vom und zum Weibe!

*

Die Frau ist wie eine Uhr, sie geht entweder vor oder zurück. Geht sie aber immer richtig, so will man meistens wissen, wie andere Uhren gehen.

*

Der Mann, für den einmal eine Frau ihr Leben gegeben, sieht in allen Mädchen nur mehr Blumen auf dem Grabe der Liebe.

*

Je näher ich den Menschen komme, um so ferner rücken sie mir.

*

Die Menschen nennen es „in sich gehen“, wenn sie eine reinliche Scheidung zwischen sich und den Nebenmenschen vornehmen.

*

Es gibt nur zwei Berufe, die wirklich verachtenswert sind. Der eines Politikers und der eines Publizisten. Der erstere ist die Meze seiner Mitmenschen, der zweite sieht in seinem Mitmenschen nur eine Meze.

*

In der Großstadt lebt man seinem Ich, in der Kleinstadt wird man seines Ichs enteignet und im Dorfe verkommt man an seinem Ich.

*

Jeder Mensch, den wir einmal näher kennen gelernt haben, projiziert sein Bild in den Spiegel unserer Erinnerung... Und trübt zugleich den Spiegel unserer Seele.

*

Alles kann ich meinen Mitmenschen verzeihen — nur, daß ich unter ihnen leben mußte, das nie.

Grigorescu

Von Oskar Walter Eisek

Die Großen eines Volkes sind immer zusammenfassende Träger seiner Eigenschaften, Deuter seines tiefsten Wesens, Verkünder der entwicklungsfähigsten Werte und Kräfte, die es birgt. Die Gesamtheit ihres Lebenswerkes erscheint uns — haben wir den nötigen Abstand dazu gewonnen — als frei sich entfaltende Pflanze, die in den großen Charakterzügen und der Geschichte des Volkes wurzelt, in der kulturellen Höhe oder Tiefe, in der Ästhetik und Ethik seiner Lebensentfaltung. Das Verhältnis der Helden der Tat und der Denker ist wohl meist dazu ein unabhängigeres als das der Künstler, obgleich auch dies im ersten Augenblick der Überlegung nicht recht glaubhaft erscheint. — Die Künstler bringen die Klarheit aus den grauenhaftesten Tiefen, sie begreifen und können, was sie niemals gelernt haben, sie geben stets der Wahrheit Ausdruck, ohne Ursache und Folge erwägen zu müssen.

Die Welt ist eine volle Schale, aus der manchmal das Beste überfließt. Die Künstler sind dieses Beste. Das Überfließen ist ihr ewig tragisches Geschick. Und ihr Werk ist das zu Tonbildern, Metaphern, Symbolen und Farben verdichtete Gewissen ihres Volkes und der Zeit, ist auch ihr Verhalten zu dieser das von Vorausseilenden, von Wegeweisern, von Zertrümmerern alter, abgegriffener Werte.

Auf der Erdscholle, die sich zwischen der unteren Donau, den Karpathen und dem Pruth ausdehnt, brachte das Volk der Rumänen in den acht Jahrhunderten seiner Geschichte überragende Helden hervor. Allen voran leuchten in unsere Zeit herüber die Gestalten, deren urinnerstes Wesen Mut und Güte und Treue bedeuten: Stephan der Große, Michael der

Tapfere. Denker und Künstler konnten sich hier nicht gut entwickeln. Die Türken ließen diesem Volke keine Zeit dazu. Erst im neunzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart, die für die nationale Freiheit bürgen konnten, traten Denker wie Basile Conta und Titus Maiorescu, Künstler wie Grigorescu, Eminescu und Eneşcu hervor.

Es ist unbestreitbar, daß das rumänische Volk schon von jeher eine angeborene Begabung für die Wertung und das Schaffen schöner Linien und wundervoll harmonischer Farbenzusammenstellungen besaß. Alte Gebäude, die Nationaltracht und Teppiche der Bauern, die ganze Hausindustrie läßt uns das schon beim ersten Anblick erkennen. Die Malerei diente jedoch im großen und ganzen nur zur Schmückung der Kirchen, hatte gewißlich nur einen religiösen, nicht aber einen künstlerischen Zweck zu erfüllen.

Erst in Grigorescu erscheint den Rumänen ein Maler, dessen Lebenswert wie ein großer Spiegel anmutet, in dem an unseren Augen vorüberziehen all die Grazie und Poesie und die so geringe Erdschwere der rumänischen Landschaft und des Menschen, den sie nährt. —

Nicolai Ion Grigorescu wurde am 15. Mai 1838 zu Pitaru, einem Dorfe im Bezirke Dâmboviţa (Große Walachei), geboren.

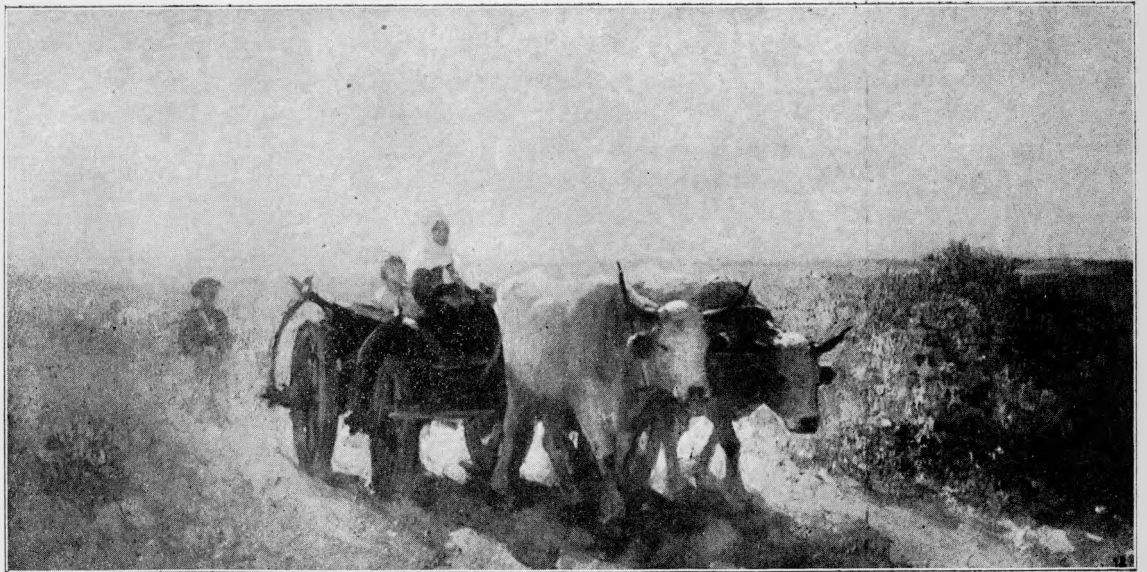
In Armut und Enge wächst der Knabe auf. Als Zehnjähriger muß er sich schon sein Brot bei einem Verfertiger von Heiligenbildern verdienen. Dann arbeitet er auf eigene Rechnung, übernimmt die Ausmalung der Wände der Klosterkirche von Agapia (Moldau) und erregt durch die Lebendigkeit seiner Darstellungsart nicht geringes Aufsehen, so daß er imstande ist, sich einiges Geld beiseite zu



Grigoreșcu

Herbst.

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Grigoreșcu

Ochsenwagen.

legen. Vom Staate unterstützt, macht er, 23 Jahre alt, sich nach Paris auf, welches schon in seiner Kindheit sein Sehnsuchtsziel war, um endlich die nötigen sicheren Grundlagen für die Entwicklung seiner Begabung zu erlangen.

Doch anders stellte sich der junge Mensch die Erlernung des Malens vor, als es ihm kurze Zeit im Atelier des Malers Cornu beigebracht wird. Bald wird er des grellen Farbenspiels des Großstadtlärms und der dortigen Bohemewelt überdrüssig und zieht in den Wald von Fontainebleau, um hier drei Jahre lang mit heiligem Ernst den Ausschnitten der Natur in seinen Bildern ein neues Leben einzuimpfen. Es war um das Jahr 1862. Abends, nach Tagen voll zitterndem Verlangen für die Vollbringung des Höchsten, kehrt er immer wieder müde nach Barbizon, dem Treffort der größten französischen Maler der Zeit, zurück. Und nicht Geringere als Troyon, Rousseau, Corot, Millet, Daubigny und Courbet lernt er hier kennen, er lauscht diesen draufgängerischen Kämpfern um die letzten Rätsel der Farbe, wenn sie von neuartigen Sonnenspielen wie von notwendigen Entdeckungen sprechen, sieht täglich Begehrtes für das Ausleben seiner künstlerischen Kräfte. — Er bleibt einsam, vergißt ganz die Welt. —

Dann kehrt er in die Heimat zurück, stellt seine Dienste dem Staate zur Verfügung. Man teilt ihm mit, man könne ihn nicht brauchen. Wieder sucht er Barbizon auf, und bei einer Ausstellung der Maler von Fontainebleau kauft Kaiser Napoleon III. zwei Bilder des jungen fremden Malers. Am Tage nach dem Besuche des Herrschers in der Ausstellung sind alle Bilder Grigorescus verkauft. Ein Jahr darauf erfährt ihn von neuem die Sehnsucht nach seinem Vaterlande. Jetzt führt die Reise über Gallizien, über Lemberg, wo er mit Vorliebe alte Juden porträtiert

und es darin zu einer künstlerischen Vollkommenheit bringt, die an alte holländische Meister erinnert. Die Farbentönung und tiefeschürfende psychologische Beobachtung ist an diesen Bildern besonders hervorzuheben. Aus dieser Zeit stammt die „Atelierecke“.

In Rumänien hält er sich besonders in Caldarusani, Târgoviste und Rucăr auf. Die Gefilde und Wälder, die Menschen und Tiere, der tiefblaue Himmel und die weißen glänzenden Wolken seiner Heimat sprechen ihn jetzt erst ganz unmittelbar an. Aber da es wohl auch seinem Leben vorbestimmt ist, „auf keiner Stätte zu ruhn“, finden wir ihn schon nach kurzer Zeit wieder in Marlotte bei Barbizon. 1870: der Krieg. Niemand denkt in Frankreich an Künstler. Grigorescu zieht nach Italien, um die Renaissance auf sich einwirken zu lassen. Giotto und Botticelli bedeuten seinem Wesen das Meiste. Und dann denkt er wieder an Frankreich zurück, dem er sich künstlerisch so tief verpflichtet fühlt, und wohnt in Vitre und Paris bis 1877, als ihn während des Ausbruches des Russisch-Rumänisch-Türkischen Krieges Jon Bratianu nach Rumänien beruft, um die Heldentaten seiner Landesbrüder zu verewigen. Da gibt es kein Bestimmen. Nicht nur dem Rufe des Ministerpräsidenten folgt Grigorescu, die Stimme seines Blutes leitet ihn auf dieser Rückkehr. Und er läßt die ganze Spannung, das Leiden und das Dunkel im Kriege von den Flächen seiner Bilder zu uns sprechen.

Von Rumänien kann er sich nun nicht mehr trennen. Er wandert von einem schönen Ort zum andern, das Tal des Sereths, Rucăr, Caldarusani, Bacău und Dâmbivicioara ziehen ihn besonders an und beherbergen ihn jahrelang. Die Sprache der Einsamkeit versteht er schon lange, und so läßt er sich, fern von allem Großstadgetriebe, in Câmpina nieder, wo er im Juli 1907 stirbt. Beim Vernehen der

Todesnachricht erbebt das Land, dessen beste Söhne die Erhabenheit seiner Sendung längst erkannt hatten.

Der Dichter Alexandru Măhuză schrieb ein schönes Buch über den Künstler, welches 1910 in Bukarest erschien. (Auch für die Kenntnis der hier erwähnten Grundzüge des Lebens Grigorescus bleibt der Verfasser dieses Essays Măhuzăs Monographie dankbar verpflichtet.)

Ein breiter Weg, auf dem dick der Staub lagert, wirft wie ein dünnes Band seine Windungen bis weit in die Ebene hinein, bis dorthin, wo seine Ränder in den weißen Wolken zu verschwinden scheinen, mit denen das tiefe Blau des Gesichtskreises spielt. Und die Farben auf diesen Flächen sind so wach. Früh schon hat sie heute die Sonne geweckt und läßt sie nicht wieder einnicken, spielt mit ihnen so lange, bis ein unendliches Lachen aus allen blüht. Ein leises Zittern und Wiegen hat der Sommerwind mit sich gebracht. Kräftig stemmen sich die Nacken der Ochsen ins Joch, ihr Gang ist schwer, auf ihren weißen eckigen Körpern lagern viele Schattenflecke: bald hier, bald dort. Und die Räder knarren gutmütig, und die Menschen im Wagen recken die sehnigen geschmeidigen Glieder, die den Farben und Unrissen der luftigen Kleidung so innig verwandt sind. Leichten Schrittes schreitet hinter dem Wagen ein Knabe. Mutig schwingt er einen Hirtenstab durch die Luft und singt ein trauriges Lied dazu, eine Doina, wie sie nur die rumänische Ebene kennt.

All das: ein Bild von Grigorescu.

Oder: — Rodica ist das zarteste, anmutigste Wesen der Dörfer, so daß sogar der Dichter Vasile Alexandri einst sie besang. Sie bringt den vollen Krug vom Brunnen, und in ihrem Gang ist so viel Grazie wie in den Gebärden der silbernen Birken, die ihr aus einiger Entfernung nachgucken. Und auch dem

Himmel gefällt die hohe, schlanke Rodica. Man sieht es ihm an. Überall flimmert Licht. Rückwärts: der Staub der rumänischen Landstraße, der eine Marktszene diskret einhüllt. — Oder ist es sonst ein Sommerfest? — Und so viel dekorative Motive sind in diesem Ausschnitt der Natur, daß man ihrem Genius gar nicht mehr zutrauen könnte.

Dies ist ein anderes Bild des Meisters, dessen Wertung der Westen Europas noch vorzunehmen hat.

Ein Einsamer war Grigorescu während seines Lebens, einer, der den Leuten seinen mit Gold gefüllten Becher reichte, auf keinen Dank wartete und weiterzog. Immer weiter — durch die tiefsten Notwendigkeiten seines Innern ins Land des Schönen. Und man kann sein ganzes ungeheueres Lebenswerk nur begreifen, schenkt man seiner Isolation die nötige Beachtung. Er hat in Frankreich gute Beispiele vor sich gehabt, kannte die größten französischen Maler, deren Werke seinem ewig bewegten Fühlen wohl nicht wenig sagten. Vielleicht haben auf einige seiner Landschaftsbilder, denen man es deutlich anmerkt, daß sie nur in Barbizon um 1865 entstehen konnten, Rousseau und Troyon eingewirkt. Aber auch das meist nur in der Wahl der Motive. Und da Grigorescu Millet verehrte, hat er es auch versucht arbeitende Bauern in der Art dieses Meisters in Farben mit dunklem Bronzeglanz vor uns aufleben zu lassen. Aber was sagt das alles? Nicht das machte Grigorescu zum größten Meister Rumäniens, überhaupt zu einem der bedeutendsten Vertreter der Freilichtmalerei. All seine Bildung beanspruchte er nur für die Steigerung seiner Individualität, seiner steghaften Persönlichkeit. Seine Bildung war nicht eine sinnlose Anhäufung von Wissen, sie bedeutete ihm das Mittel zur Erlangung des Letzten. Auf unzähligen Höhenstufen

seines Daseins leistete er Gutes, bis er in einzig dastehenden Meisterwerken das Natur- und Menschenleben seines Vaterlandes abgeklärt wiedergab. Hundert Techniken machte er sich zu eigen, bis er der virtuosenhafte Beherrscher einer breiten Pinselführung wurde, deren Früchte unmittelbar wie das leibhafte Dasein selber wirken.

Seine Blumenstücke sehen manchmal so aus, als liege noch der Tau der Nacht auf ihnen; aber obgleich das ganze Temperament des Künstlers in ihnen steckt, ist ihre Wertung wohl manchmal sehr schwer, da Farbenunklarheiten und geringe Disharmonien vorkommen.

Die Kriegsbilder (1877) zeugen von einer fast unfassbaren Bewältigung der Massenbewegung.

Wenige Akte hat der große Rumäne gemalt, aber viel wiegen sie auf. Bilder wie „Das Bad“ halten getrost einen Vergleich mit Fragonard, Renoir und Corot aus. So befeelt sind hier die lichtgefärbten Fleischtöne, als daß man an der Erdenherkunft dieser Gestalten zweifeln könnte.

Und die wenigen Porträte, die noch vor 1877 entstanden, sind für unsere Augen etwas dunkel, aber man könnte auch den ganz tiefen Tönen nicht nachsagen, sie seien undurchsichtig. — Die rumänischen Hirten und Bäuerinnen, die er in seiner letzten, besten Schaffensperiode malte, sind — wie übrigens alle Bilder der Meisterzeit — staunenswert, gerade durch die Frische und Leichtigkeit ihres Entstehens. Und die Lichtungen in Gebirgswäldern drücken so viel Grazie in allen Linien aus.

Grigorescu sagte einmal, was er anfangs, beende er auch bald, da seine Stimmung nicht andauere, und er nach Tagen, scheine auch die Sonne genau

so intensiv, die Dinge ganz anders sehe. — Seine breite Pinseltechnik ist eine Folge davon. An einer Stelle seines kleinen Buches über van Gogh sagt Meier-Graefe: „Er malte seine Bilder nicht, er stieß sie aus.“ Und obgleich Meier-Graefe diesen Satz für die Charakterisierung eines Dramatikers der Malerei gebraucht, während Grigorescu in der Zeit seiner höchsten Reife (1877 bis 1907) durch und durch Lyriker war, trifft er die Schaffensart des großen Rumänen ganz auszeichnet. Oft entstanden in wenigen Stunden Werke, die wie fein abgestimmte Melodien die Grazie und Ruhe des rumänischen Landes ausdrücken.

Die Lieblingsfarben des Malers — ein leuchtendes Weiß und ein mattes Grau, ein liches Grün und ein intensives Blau — vereinigen sich in allen Motiven zu Harmonien, die ruhig und langsam uns erfassen. Wie spräche aus dem Dasein dieses Einsamen, Zufriedenen nicht Ruhe zu uns!

Das Werk Grigorescus ist der tiefste Beweis seiner grenzenlosen Heimatliebe. Malte er einen Hain, oder einen Hirten oder eine Rückkehr vom Markte, oder sommerwarme Hügel und Täler, konnte seine Farbe doch nur so leicht und lebendig wirken, weil er ganz in einem echten Pathos der Gestaltung aufging. Wie gehaucht sind manche seiner Skizzen, fast keine Farbe ist auf der Leinwand, — genau wie bei Corot — aber die Seele Grigorescus ist darauf, so daß wir sofort überzeugt sind: nur er konnte das.

Ja, so viel konnte Grigorescu! Es läßt sich nicht mit Essays und Monographien und Lobhymnen sagen.

Ruhe und Grazie — das ist die Zusammenfassung der Größe des rumänischen Meisters.

Gedichte

Von Erwin Reizner

Wir singen vom Tode . . .

Wir singen vom Tode und nicht mehr vom Leben
und nicht mehr vom Hoffen; — — —
wir suchen kein Glück.
Die Welt hat ihre Schätze vergeben.
Wir kehren zurück in die Heimat;
denn offen stehen die Pforten der Ewigkeit.

Wir verzweifeln nicht, wir sind bereit
die ganze Last dieser letzten Tage
auf unsere müden Schultern zu heben,
das Sterben zu lieben,
bekennend, daß wir auf Gottes Frage
die schwere Antwort schuldig geblieben.

Wir verschließen unsere Augen nicht
dem ernstesten Drohen der Gegenwart,
wir erkennen gefaßt was unserer harret
und stellen uns ruhig dem jüngsten Gericht.

Wir verschmähen die Lüge, den ärmlichen Glauben
an besseres Kommen.

Wir wissen, daß es den Abschied gilt;
denn ein unbezwingliches Schicksal quillt
aus den Tiefen herauf, und uns wird genommen,
was jemals die Erde dem Menschen gab.

Wir steigen sehend in unser Grab,
begrüßend die nahende Mitternacht,
und verehren noch sterbend die göttliche Macht,
die unser Verderben zürnend beschließt.
Wir ahnen, daß es die eigene ist.

Wenn ihr bloß wüßtet . . .

Wenn ihr bloß wüßtet
was das bedeutet,
daß sich zur Nacht im Gezweige der Bäume
rätselhafte Wesen verstecken,
ihr würdet euch fürchten
und mühtet erschrecken.

Aber ihr lächelt eben nur,
weil ihr im kalten Glauben bleibt,
daß da die blinde, tote Natur
ein sinnloses Spiel mit sich selber treibt.

Er ist nicht der . . .

Er ist nicht der,
der unsre Schritte leitet
durchs Dasein hin, und dessen klares Wort,
das strenge in Gebote zwingt,
zu jeder Stunde an die Ohren klingt.
Der ewig harte Mahner ist er nicht.

Er ist der Milde, der nur selten spricht,
der, dessen Stimme leise, kaum vernommen,
aus ungeahnten Fernen hergekommen,
wie ein Ereignis in das Leben bricht.

Die Verirrten

Über Mauern um einsame Gärten hinaus in die Straßen,
wo friedfern das Leben rennt,
greifen sehnüchtig Bäume, die treulos der Stille vergessen.
In des Trubels Strömung taucht ihr dürstender Sinn,
auf fahle Blätter lagert sich bleichender Staub.

Und indessen treiben die Brüder ihr grünendes Laub
selig zur Sonne hin.

Noch einmal tauchst du empor, Aphrodite

Noch einmal tauchst du empor
aus dem Schaum deiner Wellen
in leuchtender Schönheit,
unvergleichliche Göttin,
Aphrodite.
Noch einmal zum Abschied. —

Und du winkst und schweigst.
Aber dein Anflitz gleitet
ein Lächeln wie Ewigkeit,
ein Strahl aus den Himmeln, wo unsere Augen
sich schließen dem Licht,
vom Glanz überwältigt.

Und du kommst zum Abschied.
Dein Leib ist nicht Leib,
dein Blut ist nicht Blut.
Wie ein formgewordenes Nichts,
so schwebst du über den Tiefen,
die dich uns wiedergeschenkt,
zum Abschied geschenkt,
als Ahnung geschenkt.

Unsere Arme weiten sich dir
in stummer Sehnsucht.
Doch wir fassen dich nicht.
Dein Lächeln sagt Jenseits.
Du bist nur ein Gleichnis, kein Wesen.
Und du winkst nur und schweigst.

Jahreswende / Eine Pfarrhofgeschichte

Von Johann Schuster

Fräulein Josefine geht mit einem Kerzenlichte in der Hand den dunkeln Gang entlang, das Licht flackert und scheucht die Schatten auseinander, ein vielsagendes Spiel zwischen Dunkel und Helle entfachend. Da es der letzte Tag des Jahres ist, so liegt etwas in ihm wie ein Ausklang der bedeutungsvollen Zeit, die den einen heiteres Spiel, den anderen Wehmut und Nachdenklichkeit bringt. Auch in der Dürsterkeit des zur Speisekammer des winkeligen alten Pfarrhofes führenden langen Ganges schwebt und webt diese Stimmung. Das Aufwecken der Schatten durch das Kerzenlicht begünstigt nachdenkliche Empfindungen und Fräulein Josefine nimmt sie wie stille Begleiter in die Kammer mit. Sie sind ihr nicht neu, denn sie hat diesen Tag nun schon viele Jahre im alten Pfarrhofe und immer mit denselben still-

traurigen Empfindungen mitgemacht. So kann es auch heute nicht anders sein und wird noch alle die kommenden Jahre, die sie an der Stätte ihrer haushälterischen Tätigkeit vom Geschick zu empfangen hat, nicht anders werden. Am Ende des Ganges öffnet sich die Türe zur noch dunkleren Speisekammer und Fräulein Josefine bleibt, das Licht hochhaltend, nachdenklich stehen. Ihre Sorge gilt zunächst den in der geräumigen Kammer auf Wandgestellen, in Kisten und Töpfen reichlich und liebevoll aufgestapelten Wintervorräten, welche sie nicht ohne stille Besorgnis prüfend übersteht. Das feuchte Wetter der letzten Dezembertage hat zu ihrem Leidwesen Mäuse gebracht und wie die meisten ehrwürdigen alten Baulichkeiten leidet auch der sonst so anheimelnde gemüthliche Pfarrhof zeitweilig an dieser Plage.

In ihrer nun schon etliche Jahre währenden Stellung als Haushälterin des vereinsamten Pfarrers der etwas abgelegenen Gemeinde ist Fräulein Josefine das Übel gewöhnt und gibt sich auch jetzt der sicheren Hoffnung hin, selbiges auch diesmal zu beheben, schade wäre es nur, wenn gewisse besonders sorgsam behütete Vorräte von diesen Feinden der Ordnungsliebe und Reinlichkeit benagt oder verunreinigt werden würden. Heute bewegt noch eine Sorge Fräulein Josefine. Sie möchte durch etwas ganz besonderes Gutes dem Herrn Pfarrer eine Aufmerksamkeit erweisen und durch ein bescheidenes Zeugnis von ein klein wenig Liebe und Sorge etwas Freundliches in den ohnehin immer wehmütigen letzten Tag des Jahres, der, wie sie wohl weiß, immer sehr schwer auf dem Gemüte des alten Herrn lastet, bringen. „Aber was“, denkt es unschlüssig in ihrem Kopfe herum und sie wendet hierhin — dorthin leuchtend das Kerzenlicht nach allen Seiten. Es soll doch etwas Gutes, Auserlesenes sein, in das sie Freude und Sorgfalt bei der Zubereitung mit hineinlegen kann, ist sie doch auch ein Pfarrhofskind und wenn der Vater ihr auch früh entrisen wurde, so behielt sie wenigstens die Erinnerung an den elterlichen Pfarrhof in freundlichen Bildern. „Wer Liebe sät, wird Liebe ernten“, war ein oft getaner Ausspruch des Vaters und in ihrem entjagungsvollen Leben hat sie reichlich Gelegenheit gefunden des Vaters Worte zu beherzigen. Die Nöte des kinderreichen Elternhauses wären ja ohne Liebe kaum zu überwinden gewesen und gerne vergegenwärtigt sie sich in Gedanken, daß sie durch Verzicht auf die üblichen Jugendfreuden junger Mädchen und frühzeitiges Befreunden mit harter Arbeit den zwei Brüdern ins Lehramt verholfen hat. Der Professor am Gymnasium in Schäßburg ist ihr stiller Stolz und der jüngere, der eben am Unter-

gymnasium in Mühlbach suppliert, wird ihr gewiß auch nur Freude machen. Leuchtend erwog sie hin und her, die Gedanken schweiften ab und erschwerten ihr den Entschluß. Gute Taten sind im kleinen oft schwerer als im großen, denn das Kleine will wohlbedacht sein, da ihm der Antrieb, den Glanz und lauter Klang des Großen bieten, fehlt.

Diesmal gab der letzte Tag des Jahres den Unfröhlichen und Wehmütigen recht. Grau, unfreundlich, feucht und windig quälte er sich hinweg und ließ die Gemüter unter den Schauern des übeln Wetters erzittern. Die kahlen, mit vergilbten Gras bedeckten, morastigen Hügel der Harbachgegend zogen sich verdrossen hin und wenn die abseits gelegene Gemeinde auch nicht zu den kleinsten und ärmsten der ringsum verstreuten Dörfer gehörte, so entbehrte sie unter der Einwirkung der schneelosen winterlichen Unfreundlichkeit ganz und gar jener anziehenden Heimlichkeit, die den Reiz und das Entzücken des Dorflebens und ländlichen Wesens ausmacht. Der kalte Wind trieb die träge, vom grauen Himmel rieselnde Feuchtigkeit in Nase und Ohren. Der aufgeweichte gelbe lehmige Boden erschwerte das Gehen und wer nothgedrungen hinaus mußte, drängte bald zur warmen Stube zurück. Es war ein Wetter, das einen tüchtigen Ofen zum besten Freunde macht. In den ausgestorbenen Straßen des Dorfes war selbst das nimmermüde Gebell der Hofhunde verflungen, kaum daß hie und da ein vorwitziger Kläffer die übliche Unterhaltung anzustimmen suchte. Auch die langarmigen Ziehbrunnen schwiegen, starr ragten die Eimerstangen in den düstern Nachmittag und bloß qualmende Rauchsäulen zeigten Spuren des an den warmen Herd geflüchteten menschlichen Lebens. Das Wetter hatte das Wort und tobte sich in allen Tonarten seiner schlechten Laune aus. Es war die Zeit, wo unter tieferab-

hängendem bemoosten Strohdächern das Märchen in der traulichen Dämmerung geboren wird.

Ja in der Stadt, da ist dies ganz anders! Da lassen auch Wutausbrüche der übelgelaunten Natur noch fröhliche Lebenskeime der Träumer und hoffenden Narren zarte Blüten treiben und nicht nur junges Volk freut sich auf Lichterglanz und tolles Beginnen zur Mitternachtsstunde des müden Tages, sondern auch Alte spüren einen kleinen Kitzel des Übermutes in ihren trockenen Adern und rüsten sich zu einem ungewohnten Sprung ins wirbelnde Meer des Frohsinnes. Sprühfeuer leuchten aus erhitzten Gemütern, die alle übrigen Tage des Jahres hübsch zusammengelegt und eingeschachtelt im Bann ihrer bürgerlichen Obliegenheiten dahindämmerten, auf und am Narrenseil klimmt die Menschlichkeit noch einmal zu ihrem Rechte hinauf. Selbst diejenigen, welche dem Fröhlichkeitstaumel und den Festesfreuden ferne stehen, bekommen etwas Schaum aus den Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit zugespritzt, so daß sogar Nachdenkliche mitten in der Bereuung ihrer Sünden lächeln müssen. So war es immer und wird es immer bleiben, denn solange Menschen die Jahreswende feiern, wird dieses Fest zwischen Schellenkappe und Gebetbuch liegen. Auf dem breiten Wege zwischen beiden werden aber gewiß die Meisten auskömmlich ihre Freuden und ihre Befriedigung finden. Besonders begabte Lebenskünstler werden in die eine Hand eines, in die andere Hand das andere nehmen und liebäugelnd zwischen beiden traurig-heiter über die zwölfte Stunde dieses Tages hinübertänzelnd. —

Das Gemüt des Dorfbewohners strebt langsam und schwerfällig aus dem Ring seiner Wirtschafts- und Familienorgen heraus. Der abendliche Gottesdienst ist die Feier der Ernsten und Nachdenklichen, die an den Worten ihres Seelenhirten

haften bleiben und sich in frommen Betrachtungen den Weg in das Neue suchen. Die Heiteren und Jüngeren lassen auch Übermut und Frohmut zu Wort kommen, doch reden dabei nicht soviel Anreize wie beim Städter mit. Alte Gebräuche und überkommene Sitten werden in Scherz und Schabernak wieder lebendig. Alles in allem ist es nicht das geräuschvolle Fest der Stadt, sondern ein einfacher, durch althergebrachte Gewohnheit geheiligter ländlich-sittlicher Brauch. Es ist würziger Erdgeruch darin, von dessen Schönheit und Kraft der Stadtmensch nichts mehr weiß. Dieser muß sich seine Freudenfeste erdenken, der Landbewohner erlebt sie, wie er Wind und Wetter erlebt. —

Zeit und Erlebnisse hatten den Pfarrer stille gemacht und er gehörte nun auch zu denjenigen, die am letzten Tage des Jahres voll Wehmut und Erinnerung sind, die auf dem immer länger werdenden Lebenswege immer kürzere Pausen machen, um zurückblickend die Fäden mit dem, was hinter ihnen liegt und ihnen lieb geworden ist, fester zu knüpfen. Ein solcher Ruhepunkt zur Umschau und Einkehr war dem Pfarrer auch die Jahreswende. Er versenkte sich da gerne betrachtend in das, was als schönerer Lebenssteil erledigt hinter ihm schlummerte.

War er doch nicht immer so einsam gewesen. Wo waren sie, die einst seine Liebe an sich zogen, wo war das Leben geblieben?

Wenn Leben Arbeit und Liebe ist, so war ihm die Last geblieben, die Erquickung aber genommen worden. Tragen, ohne zu murren, hatte er wohl gelernt, nicht aber der Sehnsucht, jenem unklaren Gefühl, daß irgendwo noch etwas sein müsse, oder irgendwoher noch etwas kommen könne, aus dem wieder Licht, Freude, Kraft in das Herz strömen, zu entsagen. Und wenn der Sehnsüchtige auch kein klares

Bild sieht, so fühlt er den Drang und den Zug nach jenem erwarteten Unbekannten um so heftiger, um so tiefer, um so schmerzlicher. Sehnsucht ist eine schöne Krankheit, die zur Heilung der Liebe bedarf und diese Liebe muß um so tatkräftiger und ernster sein, je mehr der Kranke sich in seinen Träumereien von der Wirklichkeit entfernt. Die Sehnsucht ist ein Weg unter blühenden Dornbüschen, aber der Dahinwandelnde sieht die Rosen nicht, atmet ihren Duft nicht, denn die Büsche sind zu üppig und verwachsen, er bleibt bei jedem Schritt an Dornen hängen und nur wenn gerade eine Rose sein Gesicht streift, merkt er, daß er eigentlich unter Rosen ist. Rosen aber sind Sinnbilder der Liebe — trotz der Dornen! —

Wenn er heute so zurückdachte und all die holden Bilder jener Zeit aus seiner Erinnerung hervorholte, so schien es ihm fast unfassbar, daß dieses nun alles schon aus und ganz und gar vorüber sein sollte. Wo waren sie nur geblieben, die beiden blonden Kinder, deren munteres Wesen und kindliches Gebaren ihm das Pfarrhaus zu einem Tempel reinsten Glückseligkeit gemacht hatte? Tückische Krankheit hatte beide rasch nacheinander hinweggerafft, so daß alle traurigen Umstände des jähen Hinweggerissenwerdens weniger in der Erinnerung haften blieben, als die Bilder der beiden lachenden lieblichen Blondköpfe. Wie Gott sie gegeben hatte, so nahm er sie in der Unerforschlichkeit seines für den Sterblichen dunkeln Rat-schlusses, und sein Diener mußte sich zerrissenen Herzens beugen. Dann folgte nicht gar lange darauf auch die heißgeliebte Frau ihren Lieblingen und der einsam Zurückgebliebene mußte sich abermals wunden Herzens in den harten Willen seines Schöpfers fügen. Er tat es, aber sein Leben war nun eigentlich abgeschlossen, was sich noch um ihn be-

wegte und ihn berührte, war das Leben anderer, nicht seines, denn das, woran seine Liebe hing, war nicht mehr um ihn.

Man hörte den Pfarrer nie murren, er ergab sich mit der Demut, wie sie einem überzeugten Diener Gottes geziemt, in sein Geschick und trachtete es so gut als möglich nutzbar zu machen, indem er seine Liebe anderen, den Armen, Bedürftigen und Hilfslosen schenkte. Dadurch wurde er der Vater seiner Gemeinde, und seine Gemeinde wieder lag ihm in allem recht am Herzen, wie es wohl einem rechten Pfarrherrn geziemt.

Sein, so ganz sein, daß die innersten Fäden der Seele davon berührt wurden, war nur die Einsamkeit, das Alleinsein, und in stillen, von Lärm nicht berührten Stunden das Nachsinnen nach jenen, mit welchen der lebendigste Teil seiner Lebensfreuden fortgetragen worden war. Wenn er so in der Dämmerstunde im geräumigen Pfarrgarten oder in einer seiner ihm nun allzubüßigen Stuben auf und ab ging, konnte man ihn oft leise seufzen hören: „Wenn sie nur einmal wiederkämen“. Dann schüttelte er den Kopf, wischte wohl auch eine Träne aus den Augen und sagte sich laut und überzeugend: „Aber das kann ja nicht sein“, worauf er mit seinen Gedanken und Betrachtungen auf die Angelegenheiten seiner Kirchenkinder überging. Vielleicht hatte er auch die Prüfungen erleiden müssen, damit er um seiner Gemeinde willen stark werde.

Am letzten Tag des Jahres war es von jeher des Pfarrers Gepflogenheit, draußen am Abhang des seitlich zum Dorfe lagernden Hügels, auf dem noch die Trümmer der alten Kirche und Kirchenburg standen, die Gräber seiner Lieben aufzusuchen und ihnen noch ein Restchen Liebe im alten Jahre zu bringen, ehe das neue mit seinen Geräuschen von seiner Seele Besitz ergriff. Wie wenig ist es doch,

was wir Toten an Liebe erweisen können, im Vergleich zu dem, was unser Herz ihnen zu schenken gebietet! Liebe ist ja zu sehr Leben, als daß sie anders als mit Worten des Lebens ausgedrückt und gemessen werden könnte. Die traurigen kleinen Erdhügelchen aber, auf die wir die schönsten Blumen mit liebender Hand und wehen Gedanken legen, denen wir zu Häupten prächtige Steine setzen, sie stehen da in Reihen und sagen nichts, ob wir auch gleich die heißesten Tränen mit unseren Liebesabgaben auf sie herniederfenken. Sie sind stumm, denn Mutter Erde ist zu groß, als daß sie jedem kleinen sterblichen Kinde auf seinen Schmerz etwas Tröstendes sagen könnte. Wir stehen an den Gräbern, sind traurig, nachdenklich, versonnen, der Schmerz würgt die Kehle und preßt das Herz, und dann müssen wir hinweg, weil es zu traurig wird, und wir als Lebende wieder hinein in den Lebensstrom müssen, denn das Leben verlangt Taten und der Schmerz ist unfruchtbar.

All dies hatte der Pfarrherr in den Jahren an den Gräbern seiner Lieben als wiederholte Erfahrung heimgetragen, und doch kehrte er von Zeit zu Zeit immer wieder zu ihnen zurück. Auch das Unwetter des heutigen Tages hatte ihn nicht davon abgehalten, dieser frommen

Pflicht zu genügen, und er war bald nach dem Mittagessen auf den Gottesacker geeilt, wo er bis zur hereinbrechenden Dämmerung weilte. Weihnachten, das köstliche Fest der Kinder und der Liebe hatte ihn zum letzten Male hier gesehen. Bloß zwei alte Mütterchen und ein vergebener alter Bauer waren noch auf dem Gottesacker; sie machten sich mit unbeholfenen grellen Papierblumen auf jenen Gräbern zu schaffen, die den besten Teil auch ihres Lebens bargen. Mit auf dem Rücken gefalteten Händen starrte der Pfarrer auf die kleinen Erdhügel, heute konnte er ein äzendes bitteres „Warum“ in seinen Gedanken nicht unterdrücken. „Tod, was bist du?“ frug er halbblaut vor sich hin. Seufzend ging er erst heimwärts, als es zu dunkeln anfang. Den gefestigten alten Manne überkam es unterwegs mit dem Schicksal zu hadern. „Warum, warum?“ Wer löst die Rätsel dieser ewig verschleierte Frage? Die trüben Nebel des unfreundlichen Wetters senkten sich wie Trauerwolken auf das Gemüt des Pfarrers, seine Gedanken und Betrachtungen drängten mehr und mehr dem Hadern mit den Mächten seines Geschicks zu, und so strebte er, der einzige Mensch in der Öde der unwirklichen Außenwelt, dem Pfarrhause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kritik des Tages

Der Evangelist im Ostland. Axiom: Ein Grundzug des sächsischen Charakters ist Nüchternheit, klare, praktische, tätige, harte Nüchternheit.

Pardon, wir stammen doch aus den Moseltälern, aus der Nähe des Rheins und die Rheinländer ... ?

Ganz richtig und damit will ich eben unseren Sprachforschern eine unruhige Nacht bereiten. Sie haben Wörter, Namen, Bauten und ähnlichen Ausdruck verglichen und emsig zusammengetragen. Es fehlt nur noch der Eindruck (eine Kleinigkeit), vergleichende Seelengeschichte.

Lies einmal laut: Ein Grundzug des leichtlebigen Weinvölkchens um Mosel und Rhein ist Nüchternheit, klare, praktische, tätige, harte Nüchternheit! Du spürst einen Nizel im Rücken, sanftes Sträuben des gepflegten Haupthaares. Ein Glas Wasser gefällig? Das stiere Auge sieht eine Jahrhundertarbeit in tektonischem Erdbeben, einen Bankerott im Anzuge. Ein Senator wird telephonisch zur verlassenen Herde gerufen, verfürte Landesfunkvereinsmänner eilen zu einer außerordentlichen Tagung.

Doch vielleicht ist das nur Alpdruck?

Anpassung in acht Jahrhunderten an einen steinigen Boden, Seelenhärtung in acht steinigen Jahrhunderten?

Nicht weiter — die Sprachforscher sollen ihre unruhige Nacht haben.

Axiom: Druck erzeugt Gegendruck. Die steisfeinsten Engländer, voran Lord Byron, die Streusandbüchse Brandenburg gebiert Kleists berauschende Gluten, die Kronstädter Handelsleute stoßen aus: zehn Maler, vier Dichter, vier Musiker, vier holde Sangesfinder. Und dies ist nur die Brücke zum „Evangelisten in Siebenbürgen“.

Axiom: Wenn der Protestantismus anfängt steril zu werden, sprießen bald zwischen seinen Steinen pietistische Blümlein. (Pater peccavi!) In Heltau, in Kronstadt, in Rastenholtz, in Wolkendorf, in Nußbach sprießen pietistische Blümlein. Und wir achten die Axiome, wir hadern nicht mit Naturgesetzen, wir freuen uns, wenn Formen lebendig, wenn unsere Schalen gefüllt werden. A—her!!

Uber: „Der Evangelist in Siebenbürgen“, vertrieben durch Viktor Kolbe, Heltau Nr. 229, schreibt in Nummer 11/12 vom

20. März 1921 unter dem Titel „Gott ist Liebe!“ eine garstige Geschichte. Er beschneifelt Familiengeschichten, er fälscht Familiengeschichten, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Liebe, er greift mit seinen Fingerchen in verbotene Gehege und schustert daraus erbauliche Geschichtchen (10 Lei der Jahrgang). Und siehe da, das pietistische Blümlein, über das wir uns freuten, fängt an zu stinken.

Liebe Evangelisten! Gott ist Liebe und niemand Generalpächter.

Liebe Evangelisten! Gott ist Liebe und alleiniger Richter.

Liebe Evangelisten! Gott ist Liebe und Pharisäer bleiben in Nadelöhr stecken.

Gehet hin und beherziget auf der Kanzel, in euren Blättchen und euren Konventikeln die drei Worte, nicht als Auserwählte und Pächter, nicht als Richter und Pharisäer, sondern als ein Häuflein Schafe, das auf den Herrn und Hirten wartet. Dann wird das Blümlein wieder duften und wir selbst werden sorgen, daß es niemand mutwillig zertrete.

Theater, Musik und Vortragswesen

Richard Strauß — Kammerfänger Franz Steiner in Hermannstadt. Die Wogen der Begeisterung, die durch den am 22. März l. J. im Gesellschaftshaus stattgefundenen Richard Strauß Liederabend hervorgerufen wurden, haben sich gelegt und nun sieht man erst klar, welche Bedeutung dieser Besuch nicht nur für unsere musikalische und geistige Kultur hatte, sondern, daß er geeignet erscheint auch in nationaler Hinsicht kräftigende Einflüsse zu zeitigen. Dies geht aus vielen untrüglichen, bezeichnenden Merkmalen hervor, die auch dem fernher stehenden Beobachter nicht entgehen dürften. Es ist gewiß keine Übertreibung, wenn behauptet wird, daß gerade solche Anlässe geeignet sind, die in jedem besseren Menschen schlummernden, aber durch den beispiellosen Materialismus unserer Zeit zurückgedrängten oder verkümmerten Trieb nach Kunstbegeisterung und Ideal und damit alle großen menschlichen Gefühle und bei uns Deutschen auch das Nationalbewußtsein zu wecken und zu beleben. Solche von außen kommende Anlässe zur kulturellen, künstlerischen und nationalen Erstarbung haben uns noch in den letzten Jahren —

die vorjährigen Ferienhochschulkurse ausgenommen — durch die vollkommene Abgeschlossenheit von jeder weltlichen Kultur sehr gefehlt und es ist nicht zu verwundern, wenn bei dieser Gelegenheit in den Teilnehmern eine einmütige, hoherhobene Stimmung, fast Andacht zu nennen, erzeugt wurde.

Weithin sichtbar ragt die markante Erscheinung Richard Straußens in der Reihe der neueren Komponistengeneration empor. Seine ungewöhnlich starke und ausgeprägte Eigenart ist nicht nur bestimmend und bahnweisend für unsere Zeit und nimmt nicht nur das Gegenwärtsempfinden restlos in sich auf, sondern sie vermittelt uns in ungeschminfter Enthüllung aller Regungen und Hemmnisse der Menschenseele — der guten, wie der sog. bösen — das Wesen des modernen Menschen, wie es sich in seiner ganzen differenzierten Eigenheit vor unserem geistigen Auge offenbart.

Niemand unter den Zeitgenossen, mag er ihn bejahren oder ablehnen, kann heute an dieser starken und glanzvollen Künstlererscheinung vorbeigehen ohne das Gefühl der höchsten Bewunderung und kein einziger unter den modernen Komponisten vermag die Ergebnisse Richard Straußischer Kom-

positionsweise völlig zu ignorieren. So sehr wurzelt sie mit allen Fasern in der Gegenwart und im Geiste des modernen Empfindens. Seit vielen Jahren ist in unzähligen Schriften und Aufsätzen viel über die Eigenart Richard Strauß', geschrieben und die verschiedenartigsten Behauptungen aufgestellt worden. Man kann getrost von zwei großen gegnerischen Lagern sprechen; das eine jedoch steht in der Flut der Widersprüche unumstößlich fest, daß keiner seiner Zeitgenossen, vielleicht Max Reger ausgenommen, eine so bedeutende, schon jetzt erkennbare musikalisch-geschichtliche Stellung einnimmt wie Richard Strauß. Man kann in ihm mit Fug und Recht etwa den Richard Wagner unserer Zeit erblicken. So wie dieser ist auch er der Verkünder einer neuen Epoche in der Musik und alle späteren Erscheinungen, selbst wenn sie sich auf musikalischen Neupfaden vorwärts tasten, sie fußen entweder ganz auf Richard Strauß'schen Errungenschaften, oder sind die Einflüsse seiner Kompositionstechnik in ihren Werken ganz deutlich nachweisbar, jedenfalls aber haben sie es nicht vermocht, uns auf irgend einem Gebiet zu bedeutenden und erfolgreichen Resultaten zu führen.

Und nun ereignet es sich, daß wir diesen größten lebenden deutschen Tondichter als Vermittler seiner eigenen Werke in unserer Mitte erleben. Man muß Musiker sein, um die Bedeutung dieses Erlebnisses voll zu ermessen, daß ein solch unmittelbarer Eindruck die tiefste und nachhaltigste Wirkung haben muß.

Es ist das kleinste Gebiet Strauß'schen Kunstschaffens, aus dem er uns an jenem Abend eine Auswahl seiner besten Schöpfungen geboten hat, dafür aber ein dadurch wertvolles, weil es von Empfindung und innerstem Wesen des Tondichters besonders viel enthüllt. Richard Strauß's Lyrik lebt sich abseits von der Welt seiner großen Tondramen und sinfonischen Dichtungen aus. Während seiner mannigfaltigen Arbeit sehen wir ihn häufig mit besonderer Vor-

liebe auf diesem Gebiet verweilen, sich gleichsam von den Ideen seiner epochalen Tonschöpfungen erholend. Mit seinem ästhetischen Empfinden und treffendem literarischen Urteil geht er in seiner Lyrik bei der Auswahl der Dichter und der poetischen Vorwürfe vor und versteht es, jeglichen dichterischen Gedanken in lückenloser Anpassung mit der musikalischen Darstellung aufs innigste zu verschmelzen. Dabei bleiben ihm die Gesetze reiner Musik wie blühende Melodik, charakteristischer Rhythmus und reich modulierte Harmonik trotz aller Modernität die obersten Gebote zur Gestaltung des musikalischen Ausdrucks. So vermag er durch seine Lieder, wie es an jenem Liederabend in so vollendeter Darstellung durch Kammerfänger Steiner, erfolgte, in uns unauslöschliche Eindrücke auszulösen. Wer wird sich — um nur einige der gebrachten Lieder hervorzuheben — an die packende Wirkung des Liedes zu Dehmels Gedicht „An meinen Sohn“ an die vollendete Realistik des Steinklopferliedes, an die mitschwingende Erschütterung des Herzens durch „Cäcilie“, an die zartinnigsten Töne in den Liedern „Morgen“, „Freundliche Vision“, „Waldfeligkeit“ auch nach längerer Zeit nicht lebhaft und gerne zurückerinnern?

Kammerfänger Steiner ist dem großstädtischen Konzertbesucher eine wohlbekannte und stets freudig begrüßte Erscheinung. Daß sich Richard Strauß mit ihm verbindet, um gemeinsam mit ihm seine Werke aufzuführen ist wohl der beste Beweis für die vortrefflichen künstlerischen Qualitäten dieses Sängers.

So waren alle Vorbedingungen gegeben, um diesen Abend, dem auch geeignete Vorbereitung in der Presse vorausging, in jeder Hinsicht zu einem außergewöhnlichen zu gestalten. Und sein Verlauf war so, daß empfindliche Gemüter noch nach vielen Jahren davon als von dem größten unantastbar schönen Kunsterlebnis in unserer Stadt sprechen werden.

Dr. R. B.

Zeitungen und Zeitschriften

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde. 42. und 43. Jahrg. (1919/1920). Redigiert von A. Schullerus. Bei W. Krafft, Hermannstadt 1921.

Wie überall, so hat auch bei uns das wissenschaftliche Leben unter mancherlei bösen

Folgeerscheinungen des Krieges zu leiden. Deshalb ist es hoch erfreulich, daß der Verein für siebenb. Landeskunde — gewiß unter schweren materiellen Opfern — nach langer Zeit wieder ein sehr umfangreiches Heft (64 S.) seines wissenschaftlichen Organs erscheinen

läßt. Wie sehr uns nun die einmalige Erscheinung mit einer Reihe wertvoller Beiträge auch freuen mag, so erfüllt uns auf der anderen Seite die Frage nach der Kontinuität unserer wissenschaftlichen periodischen Organe mit schwerer Sorge. Wir wollen nicht nur wissen, daß der Verein hier und da gelegentlich mit einer außergewöhnlichen Kraftanstrengung ein Heft herausbringt, wir möchten gerne die Sicherheit haben, daß sowohl das Korrespondenzblatt als auch vor allem das Archiv für siebenbürgische Landeskunde in den alten Zeitabschnitten regelmäßig erscheine. Wenn — wie vorzuzusehen — beide Organe bei der Schwere der Zeit sich nicht halten lassen sollten, wäre vielleicht eine Art Verschmelzung möglich: Eine umfangreiche Vierteljahrschrift (das frühere Archiv), die neben den großen Abhandlungen auch die kleineren Artikel, Mitteilungen und Besprechungen aufnehmen würde. Auch im Falle dieses Beschränkens auf ein Organ bliebe die Frage nach der materiellen Durchführung noch sehr ernsthaft bestehen. Der Verein mit seinen bescheidenen Mitgliedsbeiträgen könnte das Problem nicht lösen.

Dies aber ist nicht die einzige entscheidende Sache, vor die unser wissenschaftliches Leben gegenwärtig gestellt ist. Unsere wissenschaftlichen Vereine als Träger unserer wissenschaftlichen Bestrebungen müssen sich ernstlich mit der Frage beschäftigen, wie unserem wissenschaftlichen Leben überhaupt aufzuhelfen sei, damit es nicht einer drohenden gänzlichen Stagnation verfallt: Unsere wissenschaftlichen Institute stehen vollkommen mittellos da, die in Berufen stehenden wissenschaftlichen Arbeiter haben nicht mehr wie früher die Möglichkeit, „nebenher“ ein Stück wissenschaftlicher Arbeit zu leisten. Wir müssen auch hier eine Arbeitsteilung vornehmen, wir müssen für einige Fachleute die materielle Grundlage schaffen, als Beamte der wissenschaftlichen Institute und Leiter der wissenschaftlichen Organe sich ganz der wissenschaftlichen Arbeit widmen zu können. Nur so kann unserem wissenschaftlichen Leben heute organisch geholfen werden, sonst bleibt es „Fortwursteteilei“ und halbe Arbeit. — — — In den letzten Wochen sind gewisse Möglichkeiten aufgetaucht, diese materielle Basis schaffen zu können. Jetzt oder vielleicht nie mehr! Videant consules!

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Vereine

Die Karpathendeutschen in Graz. Seit dem Frühjahr 1919 wenden sich zahlreiche deutsche Hochschüler aus Großrumänien und Jugoslawien nach Graz, um vor allem medizinische Studien abzulegen. Sie fanden hier dank dem Einschreiten Prof. R. J. Raindl's und des weitgehenden Entgegenkommens der akademischen Behörden die freundlichste Aufnahme und genießen alle Vorrechte deutsch-österreichischer Studenten (besondere Berücksichtigung bei der Inskription, ermäßigte Kollegiengezahl, Mensa akademika). Die Sachsen haben sich an den hier seit vielen Jahren bestehenden sächsischen Verein angeschlossen, der unter

Pfarrer Dr. Johann Leonhard einen überaus erfreulichen Aufschwung nimmt. Die schwäbischen Studenten sammelten sich um Professor Dr. Raindl, und es gelang in kurzer Zeit regelmäßige Zusammenkünfte mit völkischen, geschichtlichen und literarischen Vorträgen, Gesang und Musik einzurichten; auch ein Julfest und ein Faschingsabend hat stattgefunden. Auf Anregungen Dr. Raindl's, der wie immer auch in Graz, für die Pflege völkischen Zusammengehörigkeitsgefühls eintritt, ist zwischen Sachsen und Schwaben ein reges erfreuliches Zusammenwirken eingeleitet worden.

Mitteilungen der Schriftleitung

Wechsel in der Schriftleitung. Infolge einer längeren Auslandsreise des Schriftleiters übernimmt bis auf weiteres

das Mitglied des Schriftleitungsausschusses, Herr Professor Dr. Bernhard Capesius, die Schriftleitung.